



Julia Franck
Lagerfeuer
Roman
DuMont Literatur und Kunst Verlag
Köln 2003
ISBN 3-8321-7851-1

Textauszug
S. 7-13, 39-44, 60-64, 116-120

Nelly Senff fährt über eine Brücke

Die Kinder ließen müde ihre Arme sinken, ausdauernd hatten sie gewunken, zuerst voller Begeisterung und trotz fehlender Erwidderung, dann wohl aus Gewohnheit und kindlichem Ehrgeiz, bestimmt eine Stunde lang hatten sie gewunken, die Münder an die Scheiben gedrückt, wo sie feuchte Kußränder auf den beschlagenen Scheiben hinterließen, die Nasen an den Scheiben gerieben, sie hatten gewunken, bis Katja zu ihrem Bruder sagte: »Ich kann nicht mehr, komm, wir hören auf«, und Aleksej nickte, als sei es gut, endlich aufzugeben, gut, dem Abschied ein Ende zu setzen. Der Wagen brachte uns erneut ein Stück voran, die Bremslichter des kleinen Lieferwagens vor uns erloschen. Unter dem flachen Überbau stand im Zwielficht ein Mann in Uniform, der uns bedeutete, näher zu kommen, um sogleich beide Arme in die Luft zu reißen. Ruckartig hielten wir, der Motor stotterte und soff ab. Seit vier Stunden ging es so voran, vielleicht hatten wir drei Meter zurückgelegt in diesen vier Stunden, vielleicht zehn. Wenige Meter vor uns mußte die Bornholmer Brücke liegen, das wußte ich, nur sehen konnten wir sie nicht, ein breites einfaches Gebäude, durch das die schmale Fahrbahn führte, verdeckte die Sicht auf alles Kommende. Der kleine Lieferwagen wurde zur Seite gewunken und in eine benachbarte Fahrbahn gelotst. Die Laternen flackerten und gingen eine nach der anderen an. In der rechten Reihe blieb eine dunkel. Ich

fragte mich, wann an diesem Ort Zeit für Reparaturen wäre. Vielleicht nachts zwischen zwölf und zwei. Man konnte dem Schatten vor uns zusehen, wie er sich näherte, bis er unter der Motorhaube verschwand, kurz darauf die Motorhaube erklimmte, über die Windschutzscheibe kroch, auf unsere Gesichter, und schließlich den Wagen verschluckte, rücksichtslos, wie er alles verschluckte, was vor ihm lag, der Schatten jenes breiten Daches, des Gebäudes, das die Fahrbahn überbrückte und uns die Sicht nahm. Ein Gebäude ganz aus Pappe und Wellblech. Bis die Sonne uns voran zwischen den Häusern versank und noch einmal in der Fensterscheibe des Wachturms hoch über uns aufleuchtete, als wolle sie uns locken und versprechen, daß wir sie schon morgen wiedersähen, im Westen, wenn wir ihr nur folgten, und weg war sie und ließ uns hier in der Dämmerung mit ein paar Feuerstreifen am Himmel stehen, und die Schatten schluckten nicht nur uns, sondern die ganze Stadt in unserem Rücken, als Gerd seine Zigarette ausdrückte, tief einatmete, die Luft anhielt und zu mir sagte, er habe sich schon vor zehn Jahren gefragt, wann ich endlich kommen würde, wie beiläufig piffte er durch die Zähne, aber damals sei ich gerade erst auf diesen Menschen getroffen und heute könne er es mir sagen, jetzt, da ich in seinem Auto säße und mein Weg ja nur noch diese eine Richtung kenne, ich auch nicht mehr aussteigen könne, wobei er lachte, er habe sich immer vorgestellt, mich nackt in den Armen zu halten.

Gerd steckte sich eine neue Zigarette an, seine Zunge umfaßte von unten den Filter, er zündete den Motor, stellte ihn ab, zündete ihn erneut, der Aschenbecher quoll über, ich sammelte die Stummel mit der bloßen Hand heraus und stopfte sie in eine kleine Plastetüte, die ich vorsorglich mitgenommen hatte, falls den Kindern schlecht würde. Schlecht war jetzt mir. In Gerds Armen wollte ich nicht nackt sein. Gegen die Vorstellung hatte ich mich erfolgreich gewehrt, bis zu diesem Augenblick, in dem er meine Bemühung mit

einem leichten Pfeifen durch die Zähne und ein paar harmlosen Worten lächerlich machte. Selbst der Umstand, daß ich mich in seinem Auto befand, meine Kinder auf seiner Rückbank saßen, die Scheiben küßten und wir im Begriff waren, über diese Brücke zu fahren, machte es nicht aufregend.

Katja hielt sich die Nase zu und fragte, ob sie das Fenster öffnen könne. Ich nickte und überhörte Gerds Stöhnen. Lange hatte ich gedacht, Gerd erspare mir das Anhören seiner Wünsche aus Rücksicht und mit dem Wissen, daß ich keine Berührung von ihm wollte. Dann wieder hoffte ich, er habe meinen Körper vergessen, so gut es ging. Also schlecht vielleicht, aber immerhin ein Versuch. Ein Versuch, für den ich ihn geschätzt hatte, ein Versuch nun, den er gar nicht unternahm, oder der in diesem Augenblick scheiterte. Dieser Mensch, dessen Namen er ganz sicher nicht vergessen hatte, den er aber nicht in den Mund nahm, war der Vater meiner Kinder geworden. Aber das war nicht der Grund, warum mich Gerd plötzlich ekelte. Es ekelte mich, daß er nicht bemerken wollte, warum wir in seinem Wagen saßen. Nur, um diese Brücke zu passieren, saßen wir in seinem Wagen, vielleicht gab es noch einen anderen Grund, aber keineswegs den, mal ungestört auf kleinstem Raum beisammen zu sitzen. Von draußen zog kühle Luft herein, es roch nach Benzin und ein wenig nach Sommer, eher schon nach Nacht und bevorstehender Kälte. Dämmerung. Ein Mann in Polizeiuniform kam zum Wagen, er beugte sich an Gerds Seite herab, um besser ins Innere des Wagens schauen zu können. Seine Taschenlampe streute etwas Licht über unsere Gesichter, schwach glomm sie und flackerte, als wolle sie jeden Augenblick erlöschen. Der Reihe nach prüfte er Namen und Gesichter. Ich blickte zurück in ein fahles Gesicht mit einer niedrigen, breiten Stirn, die Augen saßen tief und wurden von den Wangenknochen ganz in ihre Höhlen gedrängt, ein pommersches Gesicht, das nicht mehr jugendlich aussah, obwohl

es das noch war. Mit der Taschenlampe klopfte er an die hintere Tür und sagte, wir dürften hier nicht mit offenen Fenstern stehen. Die Fenster müßten aus Sicherheitsgründen geschlossen bleiben. Nachdem er auch die Dokumente von Katja und Aleksej überprüft hatte, sagte er: »Aussteigen.« Meine Tür klemmte, ich rüttelte an ihr, bis sie aufsprang, und stieg aus.

»Nein«, rief mir der Mann in Polizeiuniform über das Dach hinweg zu, »nicht Sie, nur die Kinder.«

Ich setzte mich wieder zurück ins Auto und drehte mich um: »Ihr sollt aussteigen«, wiederholte ich und faßte gleichzeitig nach Aleksejs Hand, hielt sie fest. Er machte sich los. Meine Hand rutschte ins Leere. Erst jetzt bemerkte ich mein Zittern. Die Türen schlugen zu. Der Mann sagte etwas zu meinen Kindern, was ich nicht verstand, er zeigte auf unser Auto, schüttelte den Kopf und klopfte Aleksej auf die schmale Schulter, dann sah ich, wie sie ihm folgten und in dem Flachbau verschwanden. Über dem dunklen Fenster brannte eine Neonlampe. Ich wartete, daß ein Licht anging, aber das Fenster blieb schwarz. Vielleicht gab es innen ein Rollo. Oder eine besondere Beschichtung verhinderte, daß man hineinsehen konnte. Nur von innen war es möglich, hinauszusehen – wie durch die kupfernen Scheiben im Palast der Republik. Der König sah hinaus und konnte sein Volk beobachten, während die Menschen draußen auf blinde Scheiben blickten und geblendet von deren Glanz nicht hindurchsehen konnten. Wären sie auf einer Höhe mit dem König und seinen Scheiben, auf Augenhöhe der Spiegelung, hätten sie zumindest sich selbst sehen können, ihrem unverhohlenen neugierigen Blick begegnen dürfen. Nur standen sie unten, die kleinen Leute, auf dem Platz. Und oben in den Scheiben spiegelte sich nichts als Himmel. Es gab keine Erwidernng des Blickes. Aber die Scheiben dieses Fensters hier waren besonders schwarz, tiefschwarz, kohlschwarz, rabenschwarz, je länger ich hinübersah, desto unnatürlicher schien es

mir. Kein Glanz, kein Orange. Alles Licht längst aufgesogen. Kein Rabe, keine Kohle, keine Tiefe. Nur noch schwarz. Das Fenster würde nichts als Attrappe sein. Gerd drückte die Zigarette aus und zündete sich eine neue an.

»Schön, so eine Stille.« Er genoß die Minuten mit mir allein. Sie werden Katja und Aleksej fragen, warum wir rüber wollten, sie werden mit jedem einzeln in einen fensterlosen Raum gehen, das Kind auf einen Stuhl setzen und sagen: Wir wollen etwas wissen und du mußt uns die Wahrheit sagen, hörst du? Und Katja wird nicken, und Aleksej auf seine Schuhe schauen. Sieh mich an, wird der Mann im Staatsdienst zu Aleksej sagen. Er wird ihm dabei auf den Rücken klopfen, wie einem Kumpel, einem Kollegen, einem Vertrauten. Und nicht wissen, daß Aleksej ihn, auch wenn er den Kopf hob, nur schemenhaft sehen konnte, weil seine Brille nicht mehr viel taugte. Er sah gerne auf seine Schuhe, sie waren dasjenige, das sich am weitesten von seinen Augen entfernt befand und dennoch zu ihm gehörte, von den Schuhen wußte er genau, wie sie aussahen. Vielleicht wird der Beamte ihm drohen, vielleicht an seinem Arm reißen, damit Aleksej nicht vergißt, um wieviel stärker einer wie er war. Vielleicht standen sie zu dritt vor Aleksej, zu fünft, der ganze Raum könnte voll sein von Staatsdienern in Uniform, Volkspolizisten, Angehörigen der Staatssicherheit, Grenzsoldaten, Oberen, Lehrlingen, Helfern – aber dann verlöre der einzelne an Autorität. Was will eure Mutter drüben? Kennt sie den Mann schon lange? Liebt sie den Mann? Habt ihr gesehen, ob er sie küßt? Und sie ihn? Wie küssen sie sich? Wollt ihr so einen Vater aus dem Westen? Hat er euch Geschenke mitgebracht? Welche? Also ist er ein Kapitalist. Nicht wahr? Schweigen. Was konnte Aleksej darauf schon antworten? Es gab nur falsche Antworten. Etwas züngelte am Ende meines Rückgrats, ich könnte es Furcht nennen, aber es war nur ein Züngeln. Falsche Antworten. Nicht einmal das wußte Aleksej, viel-

leicht ahnte er es. Werden sie uns festhalten? Was zählte schon das Papier, die Genehmigung, wenn sie mich einfach verschwinden ließen, ganz und gar, und die Kinder in ein Heim steckten? Zwangs-adoption. Darüber gab es Gerüchte. Insbesondere Feinde des Landes, aber auch Feinde der sozialistischen Demokratie und ganz besonders solche, die sich davonmachten, flohen, das waren diejenigen, deren Kinder in den Schutz des Staates geholt wurden. Unwiederbringlich und unauffindbar. Später könnten sie immer behaupten, ich sei an einer Lungenembolie verstorben. Sie können es behaupten, von wem sie wollen. Die Geschichten wichen kaum voneinander ab – nur trugen die Helden unterschiedliche Namen. Für wen sollte hier auch mit Phantasie etwas erfunden werden? Keiner wird es ihnen nachweisen, da Wahrheiten auch nur Erfindungen sind, konsensfähige, daß ich nicht randaliert habe und nicht krank war – einzig Gerd könnte es. Sofern er nicht zu ihnen gehörte, war es gut, daß er hier mit im Wagen saß, daß es sein Wagen war. Das Züngeln klein halten, bloß nicht brennen. Er könnte nicht ohne weiteres verschwinden, da bekäme der König Schwierigkeiten, große Schwierigkeiten, so wichtig waren wir ihnen nicht, auch Aleksej nicht, auch Katja nicht. Kleine Fische. Klitzekleine Fische. Zwar waren sie vom Schwarm abgekommen, schwammen nicht mehr recht im Strom, aber sie waren so winzig, daß man sie übersehen konnte. Was glaubt ihr, was euch im Kapitalismus erwartet? Das hatte Katjas Lehrerin schon vor wenigen Wochen gefragt, als sie Katja für ein Gespräch unter vier Augen nach dem Unterricht im Klassenzimmer behielt. Glaubt ihr denn nicht an den Frieden? Katja, du erinnerst dich doch noch? Wolltest du nicht auch den armen Kindern in Vietnam helfen? Hast Reis mitgebracht und Rohstoffe gesammelt? Wer ist denn schuld am Elend in Vietnam? Na, wer ist schuld? Wer läßt die Kinder der Erde verhungern? Hast du in der Schule denn gar nichts gelernt? Im Kindergarten? In der

Krippe? Wißt ihr nicht, daß der Kapitalist euer Feind ist? Katja war mit verquollenen Augen nach Hause gekommen. Sie wollte nicht, daß andere Kinder hungern, wegen uns, sie wollte nicht mitkommen zu denen, die andere Kinder hungern ließen. Die halbe Nacht hatte sie geweint. Bestimmt wurden sie jetzt auch auf diese Weise verhört. Euer zukünftiger Vater, was war der noch gleich? Nein, Tischler, das trifft es nicht ganz. Er ist ein Kapitalist. Ja, ein Feind. Wie war das mit eurem richtigen Vater? Was geschah mit dem?

Ich klopfte gegen die Scheibe.

»Warum klopfst du gegen die Scheibe? Hör auf, gegen die Scheibe zu klopfen.« Gerd lehnte sich zurück und mied meinen Blick, so sehr fürchtete er wohl, die Nerven zu verlieren.

Ich klopfte gegen die Scheibe.

»Hör auf.«

Ich klopfte zwei Mal, klopfte seinen Befehl nach.

Er stöhnte, und ich wischte mit der flachen Hand über die Scheibe.

»Wie lang sind die schon da drinnen?« fragte ich und starrte auf das schwarze Fenster der Baracke.

»Weiß nicht, ich hab nicht auf die Uhr gesehen, zwanzig Minuten vielleicht.«

»Länger.«

Gerd antwortete mir nicht, er rauchte. Seit der Mann in Polizeiuniform mit meinen Kindern verschwunden war, hatte sich die Tür kein einziges Mal geöffnet. Niemand war reingegangen, keiner kam heraus. Die Tür blieb so verschlossen, daß ich überlegte, ob ich mich getäuscht hatte und meine Kinder in einer ganz anderen Baracke verschwunden wären, eine, deren Tür ich die ganze Zeit außer acht gelassen hätte. Oder aber, sie wären zwar in die beobachtete Baracke hinein, längst aber unbemerkt an anderer Stelle wieder hinausgelangt. Durch eine Hintertür. Vielleicht führte ein unterir-

Krystyna Jabłonowska hält die Hand ihres Bruders

Von der oberen Etage des Bettes hörte ich das vertraute Grunzen, gleichmäßig atmete mein Vater, nur manchmal schien er sich an der Luft zu verschlucken. Selten setzte sein Atem für einige Zeit aus und ließ mich glauben, er könne das Atmen sein lassen. Mit achtundsiebzig muß man nicht mehr regelmäßig atmen, man muß gar nichts mehr. Draußen war es noch dunkel. Aber der Lichtschein der Laternen, die in kurzen Abständen zwischen den Blöcken standen, damit das Lager auch bei Nacht und Dunkelheit überschaubar blieb, reichte aus, damit ich mich anziehen und Jerzys gewaschene Unterhosen in den Beutel packen konnte. Viel konnte ich nicht für Jerzy tun, Essen durfte ich ihm ins Krankenhaus nicht bringen und zu trinken auch nichts. Einmal hatte ich heimlich etwas von unseren Wurstrationen abgezweigt, doch er wollte die Wurst nicht essen und die Schwestern wurden ärgerlich, als sie sie in seinem Schrank fanden. Die Unterhosen benutzte er nicht, aber ich wusch sie trotzdem von Woche zu Woche. Leise, damit mein Vater nicht aufwachte und vom Bett runter »Krystyna, du Trampeltier« schimpfte, öffnete ich die Tür. Die meisten Menschen in der Wohnung schienen noch zu schlafen. Auch auf dem Weg zum Pfortner begegnete ich keinem Menschen. Für die Schulkinder war es noch zu früh, kaum einer verließ so früh das Lager.

Als ich im Krankenhaus ankam, dämmerte es.

»Kannst du nicht wenigstens einen richtigen Schlafanzug anziehen? Wozu habe ich dir die gewaschenen Sachen mitgebracht?« In Jerzys Kleiderschrank herrschte ein einziges Chaos. Ich legte die gebügelten Unterhosen ins Fach. Zwischen den Hemden und Schlafanzügen, die er bisher kein Mal angehabt hatte, fand ich ein Päckchen Zigaretten und eine deutsche Frauenzeitschrift.

»Liest du so was?«

»Ha, wie sollte ich das lesen? Die lag im Aufenthaltsraum, da habe ich sie mitgenommen.«

»Und warum?« Ich drehte mich zu ihm um und hielt die Frauenzeitschrift in die Luft.

»Da sind schöne Frauen drin, darum.«

»Schöne Frauen«, sagte ich und legte die Zeitschrift in ein leeres Fach unter die Schlafanzüge. Mir sah es eher nach Geheimnis aus, und Jerzy hatte keine Geheimnisse vor mir. Vielleicht damals, in den vier Jahren seiner Ehe, aber seit er wieder zu Vater und mir gezogen war, hatte er kaum etwas verbergen können.

Wie er mit einem Fingernagel unter die anderen fuhr und seine Nägel reinigte, wollte ich nicht sehen.

»Komm mal her.« Das Nageletui lag in der Schublade des Nachttischs, ich setzte mich zurück auf den Stuhl neben seinem Bett und griff nach seiner Hand.

»Nicht.« Jerzy versuchte die Hand wegzuziehen, aber ich hielt sie mitsamt dem Zugang fest, über der Kanüle klebte ein Pflaster für den besseren Halt, ein Ziehen würde ihn so schmerzen, daß er still hielt. Seine Haut war weiß und rissig, sie erinnerte an die Borke eines alten Baumes. Über den Adern war die Haut von Einstichen übersät.

»Was ist mit dem Schlafanzug?«

»Niemand trägt hier einen Schlafanzug, sieh dich um, Krystyna.

40 Hat einer der Männer einen Schlafanzug an?«

Ich drehte mich und schaute zu den Männern, die in ihren Betten saßen und einer wie der andere dasselbe weiße Nachthemd trugen.

»Und?« Mit der Schere schnitt ich Jerzys Nägel bis auf die Haut.
»Nur weil die anderen sich so gehen lassen, mußt du das nicht auch machen.«

Jerzy schwieg, er kaute auf einem Zahnstocher und betrachtete die Nägel seiner anderen Hand. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie eine Schwester dem Bettnachbarn das Nachthemd wechselte. Sie rieb den Rücken mit Franzbranntwein ein und massierte den etwas jüngeren Mann, dessen Adern am ganzen Körper bläulich vortraten. Ihre Hände ließen ihn leise wimmern.

»Darum, ja?« flüsterte ich zu Jerzy, aber er schien ganz versunken in die Betrachtung seiner Nägel.

»Willst du deshalb keinen Schlafanzug anziehen, ja? Jerzy, antworte mir.«

Jerzy sah mich mit leerem Gesichtsausdruck an. »Was hast du gesagt?«

»Jetzt tu nicht wieder so, als ob du nicht richtig hörst. Du hörst gut, Jerzy, sehr gut. Du möchtest, daß sie dich umzieht, deshalb willst du dieses alberne Nachthemd vom Krankenhaus tragen. Damit sie dich umzieht, aus keinem anderen Grund.«

»Was macht Vater?«

»Was soll er schon machen? Er ruht sich den ganzen Tag aus. Von morgens bis abends.«

»Du solltest mit ihm spazieren gehen.«

»Findest du? Lieber besuche ich dich, Jerzy. Wenn er sich nicht von allein bewegt, will ich ihm nicht helfen.«

»Au! Paß doch auf.«

»Ich passe auf, Jerzy, der Nagel ist eingewachsen.«

»Du sollst aufpassen, hab ich gesagt.« Jerzy versuchte mir seine Hand wegzureißen, aber ich hielt fest.

»Der Nagel«, sagte ich und schnitt den kleinsten ab. Dann bemühte ich mich um Milde in der Stimme. »Ich kann dich auch umziehen, Jerzy, wenn du Hilfe brauchst.« Er hatte schwere bläuliche Augenringe, seit er hier war, schien sein Gesicht eingefallen zu sein. Als ließen sie ihn hungern. »Ich mache das, sag ein Wort, und ich ziehe dich um. Du brauchst diese Schwestern nicht, Jerzy, du hast doch mich.« Hinter mir hörte ich das hölzerne Klappern der Pantinen, die Schwester durchquerte den Raum, mit heller Stimme rief sie zu einem Greis: »Na, wie geht's uns heute?« Wie sie eine Decke schüttelte, hörte ich, und ich sah, daß Jerzy sie mit seinem Blick durch den ganzen Raum verfolgte, an mir und meinem Angebot vorbei.

»Du drückst dich«, sagte er, ohne mich eines Blickes zu würdigen.

Ich schnitt den Nagel so dicht an der Fingerkuppe entlang ab, daß es ihm weh tun mußte. »Wovor?«

»Das weißt du ganz genau.« Aufmerksam verfolgte er die klappernden Pantinen in meinem Rücken.

Ich fragte nicht weiter, schließlich wußte ich, daß er nicht die Sorge um Vater meinte. Er meinte, seine Schwester verschwende sich und ihr Leben. Jede Form der Verschwendung mißbilligte er. Es wurmte ihn, daß ich mein Cello verkauft hatte und nicht das aus mir machte, wozu ich in seinen Augen fähig war. Nicht nur fähig sei ich, wie er immer wieder gesagt hatte, vielmehr sei ich aufgrund meiner Fähigkeit verpflichtet. Aber sowenig er meine Sorge um sich ertrug, so wenig wollte ich seine um mich. »Wir haben Stettin nicht verlassen, um ...«

»Warum gehst du nicht, Krystyna? Laß mich allein. Schau, die Schwestern bereiten schon das Abendbrot vor.«

»Ich bleibe noch. Einen Augenblick«, fest hielt ich Jerzys schmale und kalte Hand, auch wenn er sie wegziehen mochte. Zum ersten

Mal in unserem Leben war ich stärker als er. »Sie geben dir kein richtiges Essen, Jerzy, das merke ich doch. Sie lassen dich hungern. Wie du aussiehst.«

»Geh, bitte. Geh. Meinetwegen geh zu Vater ins Lager, er fürchtet sich bei Dunkelheit.«

»Ich weiß, aber im Herbst ist es immer dunkel. Wenn ich ihn nicht allein lassen wollte, könnte ich dich im Winter gar nicht mehr besuchen«, sagte ich und versuchte, nicht drohend und nicht bittend zu klingen, und spürte meine eigene Furcht, Jerzy hier im Krankenhaus den Schwestern und dem Tag und der Nacht und dem Tropfz überlassen, an den sie ihn Anfang der Woche gehängt hatten, die Furcht vor dem Heimweg in Dunkelheit und dem neonbeleuchteten Doppelstockbus, nach Hause ins Lager, weil es das andere Zuhause für uns nicht mehr gab. Auch wenn das Haus mit Sicherheit wohlbehalten und aufrecht, völlig unbeeindruckt von unserer Abwesenheit an seinem Ort stand. Es war jetzt unzählige Kilometer entfernt und hinter zwei Grenzen im Osten auf der anderen Seite der Oder. Zuhause war unerreichbar. Ich mußte es ihm sagen, damit er sich erinnerte, und dazu ein bißchen weinen.

Jerzy seufzte.

»Warum seufzt du immer so laut?« fragte ich, ich wollte sein Seufzen nicht hören.

Jerzy seufzte wieder.

»Nicht, bitte«, ich hielt seine Hand fest.

»Ich seufze nicht, ich stöhne. Dazu bin ich da. Dann fällt das Atmen leichter.« Jerzy lachte. »Was ist das?« Erschrocken sah er auf unsere Hände, mit aller Kraft zog er seine Hand zurück, und ich öffnete meine. Zum Vorschein kamen seine abgeschnittenen Nägel. Gelbe Halbmonde. Ich nickte und zog mir den Pelzmantel über. Nach den vielen Jahren, in denen ihn erst meine Mutter und dann ich getragen hatte, war sein Schimmer ermattet. Feine schwarze

Haare ließ er auf dem Leinen von Jerzys Bett zurück. Mit einer Hand klaubte ich die Haare von der Decke, mit der anderen hielt ich wieder Jerzys Finger umschlossen.

»Wünschst du dir was?« Ich strich ihm über die kalte, glänzende Stirn.

»Daß du gehst.« Jerzy drehte den Kopf zum Fenster. In der Scheibe spiegelten sich die Betten der sieben Zimmergenossen. Ich ließ seine Hand fallen.

Als ich die Tür zum Flur öffnete, stand die blonde Schwester mit dem Rücken zu mir in der Nische vor einer großen Doppeltür, das grünliche Licht für den Notausgang ließ ihr Haar leuchten, sie zupfte sich unter dem Schwesternkittel die Unterwäsche zurecht.

»Guten Abend«, wünschte ich.

»Ebenfalls«, murmelte sie, sie bückte sich und richtete ihre Strümpfe. Nur ungern ging ich den Flur entlang und die Treppe hinunter, das Geländer klebte unter meiner Hand. Unten im Eingangsbereich hatte das kleine Café schon geschlossen, sonst hätte ich mich hineingesetzt und ein Eis gegessen, ein buntes Eis am Stiel, und noch einen warmen Kakao getrunken. Zu guter Letzt hätte ich eine kleine grüne Flasche Zitronenlimonade aus dem Regal genommen, wie jeden Abend, wenn das Café noch offen war, und mir die Süße durch die Kehle rinnen lassen. Den letzten Tropfen hätte ich mit der Zungenspitze aus dem Flaschenhals getrunken.

Die Lichter im Café waren aus, nur aus dem Kühlregal und über der Kasse schien Licht. Durch die dicke Scheibe hörte ich das Brummen des Kühlregals. Meine Füße waren schwer. Die Zunge fühlte sich pelzig an, noch schmeckte ich den Kaffee, den die Schwester vorhin mir statt Jerzy angeboten hatte. Jeden Nachmittag trank ich Jerzys Kaffee. Ich ließ mir zwei Stück Zucker extra geben. Ein Quietschen hallte den Gang herauf. In gleichmäßigem Abstand hörte ich ein Stoßen, Holz auf Holz. Die Putzfrau schlurfte

Auszug aus dem Kapitel:

Wie John Bird seine eigene Frau belauscht und einer anderen zuhört

Eine Tür knallte, Eunice lief oben den Flur entlang. Ich hatte ihr den Abend verdorben. Soviel ich wußte, war sie noch nie allein ausgegangen. Vermutlich ging sie ins Schlafzimmer und schloß sich dort ein. Auf meiner Bettseite lagen mit Sicherheit große Papierbögen, ich würde sie zur Seite schaffen müssen, wenn ich ins Schlafzimmer wollte, um mich hinzulegen.

Ich ließ meinen Kopf über die Lehne zurückfallen, atmete aus und streifte mit dem rechten Fuß den linken Slipper ab, mit dem linken den rechten. Ich genoß die Ruhe und das Alleinsein. Mir fehlte das Alleinsein. Bei aller Einsamkeit, mir fehlte es, mal einen Augenblick ohne Menschen zu sein. Ich genoß die Fahrten im Auto morgens und abends – aber an vielen Tagen wäre ich auch gerne in diesem Haus allein gewesen. Sobald ich Eunice und eine ihrer Zeichnungen sah, war ich der ungebetene Gast. Vielleicht glaubte diese Nelly Senff tatsächlich, daß es ein einziger schwarzer Augenblick gewesen war, der ihren Freund ins Jenseits gelockt hatte, oder die paar kleinen Streitigkeiten, die sie vielleicht miteinander gehabt hatten. Worüber konnten sie sich schon gestritten haben? Der Geruch von Gras stieg in meine Nase. Stechend. Was wusste

ich, woher Eunice das Zeug hatte. Sie verriet es mir nicht. Es zu wissen hätte wohl auch wenig genützt. Seit über einem Jahr saß sie fast jeden Abend da oben. Sie zeichnete und qualmte unser Schlafzimmer voll. Glaubte sie vielleicht, mich reizte das? Die Augenblicke, in denen ich dachte, es wäre gut für sie und angenehm für mich, wenn sie endlich nach Knoxville zurückginge, ohne mich, häuften sich.

Wir hatten Nelly Senff Marlboro angeboten, und Camel. Diese Senff, Nelly Senff, rauchte nicht einmal Zigaretten. Wir hatten ihr welche angeboten, in der Hoffnung, es ginge dann leichter, aber sie lehnte ab. Sie stand auf und bat, zur Toilette zu dürfen. Ihr Geruch brachte mich um den Verstand. Ich mußte mich für einen Moment entschuldigen. Als ich zurückkam, saß sie schon wieder auf ihrem Stuhl, nippte an der Dose Coca-Cola, die wir ihr gegeben hatten, und sah mich so unverwandt an, als ahnte sie, welche Wirkung sie auf mich hatte. Dabei konnte sie es wohl kaum ahnen. So ungeschminkt, wie sie sich präsentierte, die Haare nachlässig nach oben gesteckt. Das brachte ihren Hals zur Geltung, ein weißer, langer Hals, makellos. Ihre Haut schimmerte leicht. Als Harold den Raum verließ, um eine neue Thermoskanne zu holen, setzte ich mich ihr gegenüber an den Tisch und sagte:

»Sie haben keine Angst mehr, Frau Senff, nicht wahr, Sie wissen, daß Sie hier in Sicherheit sind?«

»Sicherheit?« Fragend sah sie mich an, dann fügte sie leise hinzu: »Darum geht es doch gar nicht«, sie schüttelte den Kopf, und ich glaubte, ein seichter Windhauch trage diesen Geruch geradewegs zu meiner Nase. »Wissen Sie, was eine Frau mal zu mir gesagt hat? Es gibt auf der ganzen Welt keinen sichereren Ort als ein kommunistisches Land mit einer Mauer wie der unsrigen.« Nelly lachte. Ihr Lachen kam so unerwartet, leicht und platzend, daß ich erschrak.

Ein heftiges Ziehen zwang mich aufzustehen, eher im Reflex als überlegt, ich machte einen Schritt um den Tisch herum, blieb vor

ihr stehen und sagte: »Wir wollen nur das Beste für Sie«, meine Stimme klang heiser.

»Kommunistisch«, lachte sie, »stellen Sie sich vor, meine Mutter denkt tatsächlich, das hätte etwas mit ihrer kommunistischen Idee zu tun. Als hätte sich das Land nach ihren revolutionären Vorstellungen entwickelt«, langsam verebbte das Lachen in ihrer Stimme, »dabei war es doch sozialistisch, nicht, und der Sozialismus hat mit dem Kommunismus nichts zu tun.«

Ich nickte heftig, dann schüttelte ich den Kopf. »Nein, hat er nicht.«

Hinter mir hörte ich die Tür auf- und zugehen, Harold stellte die Thermoskanne auf den Tisch und hielt Nelly einen Mars-Riegel entgegen.

»So teure Sachen, die geben Sie Ihren Opfern?« Ihre Hand umklammerte noch die Cola-Dose. Sie trank kaum, es wirkte eher, als tue sie uns zum Gefallen so und fange in Wirklichkeit an der kleinen Öffnung nur Tröpfchen ab. Die Möglichkeit, die Dose festzuhalten, schien ihr wohl wichtiger als die, daraus zu trinken.

»Opfer?« Harold sah sie fragend an, ließ den ausgestreckten Arm sinken und blickte dann noch fragender zu mir. »Sie sind doch nicht unser Opfer. Wir unterhalten uns mit Ihnen, damit wir einschätzen können, ob Sie unter Verfolgungen zu leiden hatten. Also, der Name dieses Freundes? Sie erwähnten, Batalow habe diesen Freund gehabt.«

»Nein, ich bin nicht verfolgt worden.« Entschieden schüttelte sie den Kopf und wickelte sich eine Haarsträhne um den Finger. »Nein, ganz und gar nicht. Ich durfte nicht mehr arbeiten, seit dem Ausreisearbeitete. Oder in der Öffentlichkeit. Oder in der Bildung, oder was weiß ich. Das war ganz normal.«

»Welches Freundes?«

»Sie haben vorhin einen Freund erwähnt, den er hin und wieder wegen seiner Übersetzungen getroffen haben soll.«

»Habe ich? Nein. Ich kenne keinen Freund von Wassilij.«

»Hören Sie, verkaufen Sie uns nicht für blöd«, Harold verlor wieder die Geduld. Wenn er gereizt war, wurde er laut. »Sobald wir Sie nach Namen fragen, kennen Sie keinen.«

Nelly schwieg.

»Wenn Sie nicht kooperativ sind, können wir Ihnen nicht helfen.«

Nelly griff wieder nach einer Haarsträhne und wickelte sie sich um den Finger. Aufmerksam beobachtete sie Harold.

»Die Frage ist, wer hier wem helfen soll«, sagte sie ganz ruhig und ließ die Haarsträhne los.

Harold atmete schwer, dann drehte er sich zur Protokollantin um, senkte seinen Blick in ihren gewohnt tiefen Ausschnitt und herrschte sie an: »So etwas müssen Sie nicht notieren.«

Die Protokollantin schaute auf: »Soll ich es streichen?«

»Ach.« Harold setzte sich auf seinen sicheren Platz hinter dem Schreibtisch zurück. »Wir wollen noch mal auf Ihre Zeit vor dem Ausreiseantrag zurückkommen. Sie sagten, Sie wollten ausreisen, weil ... weil es da bestimmte Probleme zwischen Ihnen und Ihrem Freund gab.« Harold schlug wieder seinen Aktenordner auf und wartete auf ihre Antwort.

Nelly sah Harold fragend an. Ihre Haut erschien mir so weiß wie Marmor, ihre Augen waren gerötet, auch die Tränensäcke, die etwas geschwollen waren, schimmerten rosa.

»Probleme? Ich habe Ihnen doch gesagt, er hat sich das Leben genommen. Für mich ergab es keinen Sinn mehr, dazubleiben. Die Orte sind alle von ihm besetzt, sie lassen sich für mich nicht neu sehen. Ein anderes Land mit derselben Sprache, aber ohne diese Orte – das ist es, warum ich hier bin. Verstehen Sie das nicht?«

»Tut mir leid«, sagte Harold sachlich. »Aber hier werden Sie Ihren Freund doch auch nicht wiederbekommen.«

In Nellys Augen traten Tränen, sie schluckte hörbar und atmete tief, ihre Nasenflügel zitterten, sie weinte nicht, wenigstens nicht richtig, nicht wie Eunice. Nelly schien nicht ums Nichtweinen kämpfen zu müssen, eher passierte es ihr, daß ihr die Tränen in die Augen sickerten, sich aber nicht lösten. Harold warf mir einen bedeutungsvollen Blick zu.

»Sie hatten gesagt, Wassilij Batalow habe sich von einem Haus gestürzt und Ihnen keinen richtigen Abschiedsbrief hinterlassen. Aber Sie fanden doch in seinen Unterlagen eine Notiz. Die war offenbar neueren Datums?«

»Vielleicht ein Entwurf, ja.«

»Die Notiz haben Sie nicht mitgenommen? Die letzte Notiz, das letzte Lebenszeichen, das haben Sie einfach dagelassen?«

»Habe ich vorhin nicht gesagt, mich interessieren solche materiellen Dinge nicht? Nein, ich habe es wohl drüben gelassen.«

»Das nennen Sie materiell? Das muß doch einen ideellen Wert für Sie gehabt haben.« Harold schob ein Blatt Papier zu Nelly über den Tisch. »Hier, schreiben Sie mal auf, was da draufstand.«

»Das kann ich nicht.«

»Doch, das können Sie. Wenn Sie nicht kooperativ sind, können wir Ihnen nicht helfen.« Harold tat beleidigt, dann änderte er den Tonfall und sagte ungeduldig: »Verstehen Sie mal, es geht hier um Ihre Aufnahme in die Bundesrepublik. Sie wollen doch aufgenommen werden?«

Nelly nickte, zweifelnd sah sie zu mir, dann wieder zu Harold.

»Na los«, Harold hielt ihr den Kugelschreiber hin.

Nelly ließ die Hände in ihrem Schoß. Wieder sah sie mich unerschlüssig an. Mir war, als erwarte sie meine Unterstützung.

Hans Pischke stellt sich an, fast wunschlos

Draußen nieselte es. Die Blätter der Birken wirkten regenschwer und farblos. Kein Wind bewegte sie, so schwer lastete der Nieselregen auf ihnen. Auf dem eisernen Klettergerüst, dessen rote Farbe an den meisten Stellen abgewetzt und abgeplatzt war, saßen zwei Kinder und aßen Süßigkeiten. Die Papiertüte, in die sie abwechselnd griffen, war aufgeweicht, so daß sie kaum ihre Hände hinein und heraus bekamen.

Vor der Lebensmittelausgabe standen drei Frauen in der Schlange. Ich stellte mich an. Die zweite Frau in der Schlange, eine sehr umfangreiche Person mit gelbem Regencap, schimpfte nach vorn, sie verliere gleich die Geduld, sie habe keine Zeit, eine Stunde für ihr Essen anzustehen, oben warteten fünf hungrige Mäuler, aber die erste in der Schlange, hager und gewissenhaft, ließ sich nicht beirren und erklärte der Dame in der Ausgabe, langsam und in gestochenem Hochdeutsch, daß sie keine Wurst möge, sie wolle jetzt keine Debatte darüber beginnen, ob Wurst ein Grundnahrungsmittel sei, sie möge Wurst einfach nicht, diese schon gar nicht und daß sie lieber mehr Käse hätte und nicht verstehe, warum sie nicht statt der Ration Wurst diesen Käse haben könne, der doch sicherlich nicht wertvoller sei, schließlich handele es sich, wenn man mal über den Schmelzkäse, der zur Wahl stehe, hinwegsehe, um einen stark riechenden Tilsiter der einfachsten Sorte.

Die Dame in der Ausgabe sagte freundlich, sie habe ihre Anweisungen und müsse sie befolgen, sie könne auf eine Wurstmarke keinen Käse ausgeben. Aber die erste in der Schlange ließ nicht locker, bis die umfangreiche Zweite sich mit hochrotem Gesicht zu uns umdrehte und mich und die junge Frau zwischen uns um Beistand bat. »Das gibt's doch nicht. Auch noch Extrawünsche. Wo gibt's denn so was. Die steht jetzt seit zehn Minuten hier und ich seit neun, na, so ungefähr jedenfalls.«

Die junge Frau zwischen uns trat unruhig von einem Bein auf das andere, sie trug ein hellgelbes Sommerkleid mit großen Blüten und hatte offenbar nicht mit dem Regen gerechnet. Das Kleid klebte an ihren Waden. Sie biß sich auf die Lippen und wirkte verlegen, so daß ich vermutete, sie könnte aus Rußland oder Polen kommen und nichts verstehen.

Die Hagere drehte sich ebenfalls um. Sie hielt ihre Wurstmarke in die Höhe. »Vielleicht möchte jemand tauschen?«

»Tauschen?«

»Wurst gegen Käse.« Ihr gestochenes Hochdeutsch war auf das nötigste bemessen.

»Na, das hätten Sie doch gleich sagen können, nicht, wir essen Wurst gern, meine fünf hungrigen Mäuler und ich, Teewurst und Bierschinken, ach, wir essen eigentlich alles gern. Na also.« Und bevor ihr ein anderer zuvorkommen konnte, riß die Umfangreiche im gelben Regencapе ihrer Missetäterin die Marke aus der Hand.

Sie bestellten ihre Lebensmittel und gingen im sicheren Abstand von fünf Metern ihrer Wege.

»Als ob wir nicht genug zu tun hätten«, die Dame in der Ausgabe nickte den beiden hinterher und sprach laut vor sich hin, damit wir sie hören konnten. »Fünf hungrige Mäuler, daß ich nicht lache. Fast viertausend waren das im letzten Jahr, wenn man die Polacken dazu-rechnet, ja, fast viertausend, allein in dem Lager hier.«

Die Frau im Sommerkleid vor mir trat an die Ausgabe.

»Guten Tag«, sagte sie und hielt einen kleinen Stapel Marken in die Durchreiche, »vielleicht können Sie mir helfen? Was bekomme ich für so eine Marke?« Sie zupfte die oberste Marke aus dem Bündel. Sie sprach akzentfrei, Ostberliner Melodie. Als sie sich auf den Zehenspitzen vorbeugte, rutschte der nasse Saum des geblühten Sommerkleides hoch und blieb in ihrer Kniekehle haften.

»T, das ist 'ne Ration Tee. Hier, M, das ist 'ne Ration Milch. B ist Brot. Da können Sie sich aussuchen, ob Sie Mischbrot oder Knäckebrot wollen.«

»Ja, dann, dann nehme ich doch – geht nicht von beidem etwas?« Sie strich sich eine Haarsträhne hinters Ohr. Der Nieselregen hatte feine Tröpfchen in ihr Haar gesprengt, schillernder Haarschmuck, von der Seite erkannte ich ihr feines Profil, wie eine tschechische Märchenprinzessin sah sie aus.

»Na, wenn Sie zwei Marken haben. Eine Marke, eine Ration.«

Die Dame in der Ausgabe half ihr beim Durchblättern und Sichten der Marken.

»Hier ist Marmelade, keine Auswahl, gibt's nur Erdbeer, das ist Butter oder Margarine, und die hier gibt's nur einmal in der Woche, die ist für Kaffee. Haben Sie Kinder, ja?«

»Woher wissen Sie das?« Sie strich sich über das Haar und wischte die feinen Tröpfchen weg, ihr Haar war nur noch naß und nicht mehr das einer Prinzessin. Eine Prinzessin hatte keine Kinder.

»Wegen der Milchmarken, ein Erwachsener allein bekommt nicht soviel Milch.« Die Dame in der Ausgabe schnaubte zufrieden, sie drehte sich um und packte die Lebensmittel zusammen. »Teewurst oder Bierschinken?«

»Teewurst bitte.«

»Brauchen Sie Zucker und Salz?«

»Ja, bitte, wir haben gar nichts oben.«

»Öl?«

»Ja.«

»Können Sie das alles tragen?«

»Doch, bestimmt.«

»Wenn nicht, hilft Ihnen der junge Mann.« Die Dame zwinkerte mir aus der Durchreiche zu, und die junge Frau wandte sich um. Ein Lächeln floh über ihr Gesicht. »Ach, nein, das brauchen Sie nicht, bestimmt nicht nötig.«

»Hier, ich habe Ihnen alles in einen Karton gepackt, dann können Sie's besser tragen.« Die Dame in der Ausgabe schob einen Karton hinüber, und die Frau nahm ihn entgegen, sie bedankte sich mehrmals, wie ich es vielleicht auch gemacht hatte, als ich zum ersten Mal da gewesen war. Als sie wegging, sah ich, wie das Sommerkleid regenschwer an ihren Waden klebte und die Beine seltsam zusammenband, sie konnte nur ganz kleine Schritte machen. Den Dank ließ ich inzwischen weg. Schließlich war es nicht die Dame in der Lebensmittelausgabe, die uns beschenkte, sie wurde für ihre Arbeit hier bezahlt, nahm ich an. Sie hatte Arbeit und das siegesgewisse, gönnerische Lächeln einer Angestellten, die Nützliches mit Gutem verband und sich neben dem monatlichen Gehalt immer wieder Danksagungen der Neuankömmlinge einsteckte. Ich gab meine Marken ab.

»Extrawünsche?«

»Danke, nein.«

»Wollen Sie Mischbrot oder Knäcke?«

»Was Sie mehr haben.«

»Wollen Sie wirklich zwei Portionen Butter? Sie haben hier zwei Marken«, die Dame hielt die entsprechenden Marken hoch.

»Muß wohl ein Versehen sein, keine Ahnung, nein.«

»Käse statt dessen?«

»Danke, nein.«

»Wurst?«

»Nein, nein, behalten Sie sie einfach.« Ihre Fragen überforderten mich. Was ich an den Essensmarken schätzte, war, daß auf ihnen stand, was man dafür bekam, und es keine großen Entscheidungen zu treffen gab. Ich nahm die Lebensmittel entgegen und verzichtete auf die Linsen, die es heute als Konserve gab.

»Brechbohnen hätte ich noch«, rief mir die Dame hinterher, aber ich drehte mich nicht nach ihr um und verkniff mir eine Danksagung. Ich wollte ihr nicht noch mehr das Gefühl der großen Bedeutung verleihen, von dem ohnehin viel zu viel in ihrer Stimme lag.

Die Frau im Sommerkleid stand am Klettergerüst vor den beiden Kindern. Offenbar hatten sie ihre Süßigkeiten aufgegessen oder versteckt. Die Frau stellte den Karton zwischen die Kinder auf das Gerüst und zeigte ihnen ihre Beute: Knäckebrot, Teewurst, Zucker. Sie zündete sich eine Zigarette an und sah zu, wie sie ein Päckchen nach dem anderen herausholten, es in der Luft drehten und wendeten und etwas dazu sagten.

Ich versuchte einen Blick der Frau im Sommerkleid aufzufangen, gern wollte ich sie anlächeln und ihr Lächeln sehen, aber sie schaute nicht zu mir, und so ging ich, zögernd bei jedem Schritt, ihn verlängernd, den Kopf immer wieder zu ihr drehend, falls sie sich doch umsehen sollte, vorbei und öffnete die Tür zu meinem Aufgang.

Der Säugling hatte aufgehört zu schreien, vermutlich war er eingeschlafen oder die Eltern schöpften mit ihm frische Luft, zumindest war die Tür zum Nachbarzimmer geschlossen. Das Haar klemmte nicht mehr in der Ritze. Doch war so ein Zeichen nicht eindeutig genug, schließlich konnte ein Windzug die Tür klappern lassen und Haare davonwehen. Und selbst wenn das Haar noch geklemmt hätte – wer sagte mir, daß nicht noch andere Menschen auf diese Idee gekommen waren und schlau genug sein konnten, eine verschlossene Tür auf eingeklemmte Haare zu untersuchen. Für sie